

ISSN 1613-8902

CAMPUS:REDEN

4

AKADEMISCHES JAHR 2006/07

UNIVERSITÄT
DUISBURG
ESSEN

INHALT

KARL-RUDOLF KORTE:

LAUDATIO

3

CLAUS LEGGEWIE:

MODUS DREI – WISSENSCHAFT
ALS ÖFFENTLICHE KOMMUNIKATION

7



Für herausragende Beiträge zum Dialog zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit stiftete die Universität Essen an-

lässlich ihres 25-jährigen Bestehens 1997 den „Essener Universitätspreis“. Er wird auch an der fusionierten Universität Duisburg-Essen jeweils zum Ende eines Akademischen Jahres verliehen. Preisträger am 6. Juni 2007 war der Gießener Politikwissenschaftler und – seit August 2007 – Direktor des Kulturwissenschaftlichen Instituts (KWI) in Essen, Professor Claus Leggewie. Die Laudatio auf ihn hielt der Politikwissenschaftler Karl-Rudolf Korte.

LAUDATIO

Meine Damen und Herren,

mit Claus Leggewie ehren wir einen beeindruckenden Gelehrten – Glückwunsch an den Kollegen! Elfmal wurde zuvor der Universitätspreis verliehen. Die Galerie der Geehrten macht deutlich, um welche Ehre es sich handelt, mit pointiertem Verstand so einen Preis zu bekommen. Herr Leggewie war bis vor kurzem noch Geschäftsführender Direktor des Zentrums für Medien und Interaktivität der Universität Gießen. Jetzt übernimmt er als Direktor das Kulturwissenschaftliche Institut in Essen.

Für mich in der Rolle des Laudators kommen drei Varianten infrage, die man für so eine Ehrung anwenden könnte:

Variante 1: klassisch-philologisch

Mit dieser Variante werden vergangene Leistungen prämiert. Es entspricht einem alten akademischen Ritual, jetzt die Publikationen und Lehrstandorte aufzuzählen. Folgt man der neuen Leitwissenschaft Ökonomie – leider mittlerweile auch eine Leitwissenschaft der Politikwissenschaft –, kann man das Portfolio von Herrn Leggewie als extrem disparat und vielfältig bezeichnen. Er schreibt über amerikanische Konservative, über Migration in der Globalisierung, über deutsche Geschichtspolitik, den Islam und immer wieder über Politische Kommunikation im Wandel der Zeiten. Seine Homepage dokumentiert mittlerweile sehr anschaulich, welche akademischen Stationen zurückgelegt wurden und welche Forschungsprojekte besonders erwähnenswert erscheinen. Ich kann das hier nicht alles auflisten, stattdessen aber versichern: Es ist preiswürdig und exzellent. Leggewie ist die Personifizierung wissenschaftlicher Exzellenz.

Variante 2: Marketing

Ein zweiter systematischer Zugang bei so einer Ehrung kann über Marketing-Kontexte erfolgen – was ich auch kurz andeuten möchte. Wenn sich unsere politischen Diskurse längst im Gefolge von Internationalisierung und Li-

beralisierung ökonomisiert haben, dann kann man hier auch eine Preis-Rede im engeren Sinne halten. Wir wollen uns mit dieser Auszeichnung als Universität Duisburg-Essen schmücken, wir fühlen uns geehrt, dass Sie den Preis annehmen, aber wir sind auch wer! Wir gehören zu den zehn größten Universitäten in Deutschland und belegen im DFG-Ranking einen angemessenen, sichtbaren Platz, wenngleich wir nicht als Gesamtuni den Stempel *Elite* erhalten haben. Da Sie bald auch dienstrechtlich einer von uns sind, sollen Sie hier erfahren, wie gut wir sind, sozusagen als vorauselende Sprachregelung für den Neuen. Hier herrscht Gründerzeit-Fieber: Rektor Zechlin setzt die Schumpetersche *schöpferische Zerstörung* täglich um. Er nennt das hier *Strukturen institutionalisierter Unruhe* schaffen. Er hat eine neue kreative Grundmelodie gesetzt. Eine Aura des fürsorglichen Dauer-Antreibens konnte er initiieren. So hat er die Fanmeile der Universität Duisburg-Essen sichtbar ausgebaut. Er hatte damit internationalen Erfolg: Die Metropole des Westens wird nach internationaler Aufmerksamkeit bald zur Kulturhauptstadt Europas!

Variante 3: Preis-Währung

Meine dritte Variante sieht den Preis als Verpflichtung für den zu Ehrenden an. Herr Leggewie sollte sich den Preis hier *erarbeiten* mit Zukunftsarbeit. Der Preis ehrt keine Lebensleistung, sondern sollte der Anfang einer erfrischenenden Kooperation sein. Das Kulturwissenschaftliche Institut könnte unsere gemeinsame Allianz-Akademie werden. Keine Sorge – es handelt sich nicht um einen Wanderpreis, den Sie nach einem Jahr wieder abgeben müssen. Dennoch: dieser Preis sollte verpflichten. Als Zukunftswährung sollten wir ihn langsam zusammen ausgeben – aber wofür?

Drei Gemeinschaftsprojekte schlage ich vor – sozusagen drei Wünsche!

Bleiben Sie ein Navigator des Wandels!

Sie sind schon immer Themen-Scout gewesen. Sie beherrschen offenbar die Nomenklatur des Neuen. Früher als andere widmeten Sie sich der Geschichtspolitik, mixed

governance, neuen Ungleichheiten, urbanen Lebensgefühlen, sozialen Umweltaspekten und immer wieder medienbezogenen Fragestellungen. Bahnbrechende Impulse konnten Sie so für die Sozialwissenschaften setzen. Sie sind Zeitdiagnostiker, aber nicht in der Ausgabe des publizitätssüchtigen Dampfplauderer, sondern immer anspruchsvoll und mit klaren Konturen. Vielleicht kann man Sie als *Schnittstellen-Surfer* bezeichnen, den Sie in Ihren eigenen Büchern als Wanderer zwischen den Realitäten Einloggen und Ausloggen selbst kreiert haben. Bleiben Sie so ein Blockbuster der Veränderung mit einem avantgardistischen Spürgefühl für gesellschaftliche Relevanzen. Wir machen mit, wir sind dabei – gerade hier im gesellschaftlichen Laboratorium des Ruhrgebiets.

Betreiben Sie weiterhin anwendungsorientierte, praxisbezogene Grundlagenforschung!

Ihre Forschung durchzieht eine Aura des Nutzens! Im Kernbereich der Systemforschung haben Sie sich oft mit Partizipation als Beteiligungsformat der Bürger auseinandergesetzt. Wissenschaftliche Exzellenz bedeutet für Sie offenbar auch anwendungsbezogene Vernetzung und Berufsberezogenheit. Wir freuen uns auf neue Beteiligungsformate des KWI, an dem wir künftig auch partizipieren dürfen.

Setzen Sie weiterhin auf erkenntnisorientiertes Aufmerksamkeitsmanagement!

Claus Leggewie hat stets auch die außeruniversitäre Öffentlichkeit als Zielgruppe im Blickfeld. Er ist ein Einmischer mit Mut zur Prognose. Wer anwendungsbezogene Forschung als öffentlichen Auftrag für eine Universität interpretiert, muss sich auch der Öffentlichkeit selbst stellen. Wissenschaftler haben eine Transmissionsaufgabe zur Übersetzung von Forschungsergebnissen. Wie werden sie dabei öffentlich beachtet – ohne dem Fehler zu unterliegen, Beachtung mit Bedeutung zu verwechseln!? Doch in der Regel ist die fachliche die Voraussetzung für öffentliche Reputation. Bewertungskriterien wären Beiträge in elektronischen Medien und der Qualitätspresse, Lehrbuchpublikationen, sowie Vorträge bei außeruniversitären

Einrichtungen wie Wirtschaft, Politik, Zivilgesellschaft oder Medien. Die Teilnahme am öffentlichen Diskurs wird damit als akademische Leistung anerkannt. Diskurse sind dabei immer mehr als nur Wortgefechte. Sie sind Märkte, auf denen sachverständige Meinung gegen die Aufmerksamkeit eines interessierten Publikums getauscht wird. So entwickelt man ein erkenntnisorientiertes Aufmerksamkeitsmanagement. Längst entscheidet die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit über die Wirkung von intellektuellen Leistungen in der Wissenschaft. Der Markt, auf dem wissenschaftliche Informationen gegen sachverständige Aufmerksamkeit getauscht werden, ist in der Wissenschaftsgesellschaft fast schon zu einem Modell einer neuen Ökonomie geworden. Claus Leggewie scheut sich nicht vor Aufmerksamkeit. Auch deshalb passt er gut zu uns!

Wenn ich die drei Projekte Revue passieren lasse, also Themen-Scout, anwendungsbezogene Grundlagenforschung und kreatives Aufmerksamkeitsmanagement, dann sind das sicher drei sehr gute Gründe, um so einen Universitätspreis zu bekommen. Die Kant'sche Fragestellung *Was dürfen wir hoffen?* ist damit schon ein wenig beantwortet – zumindest aus meiner Sicht. Könnte man nicht in den Urkundentext sozusagen als *Zielleistungsvereinbarung* solche Gemeinschaftsprojekte gleich aufnehmen?

Nochmals: Herzlichen Glückwunsch!

Wir freuen uns auf eine Überdosis von riskantem Denken und setzen auf die Zusammenarbeit mit einem inspirierenden Kollegen am KWI, das nunmehr mit Sicherheit zur Allianz-Arena ausgebaut wird!

Mit Uni-Preisen im Ruhrgebiet wird man lebenslang automatisch auch zum Uni-Kumpel ernannt – herzlichen Glückwunsch und Glück auf!

MODUS DREI – WISSENSCHAFT ALS ÖFFENTLICHE KOMMUNIKATION

Sehr geehrter Herr Rektor,
sehr geehrter Herr Oberbürgermeister,
liebe Studierende,
meine Damen und Herren,

wie schön: Noch gar nicht in Duisburg und Essen angekommen, überreichen Sie mir den Universitätspreis Ihrer Universität. Darüber freue ich mich sehr, weil Sie mich damit anspornen, in dem Amt, das ich demnächst als Direktor des Kulturwissenschaftlichen Instituts antrete, im Sinne dieses Preises den Dialog zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit weiterzuführen.



MODUS ZWEI – NÜTZLICHKEIT

Die Mitarbeiter des Forschungsinstituts haben alles richtig gemacht: Sie haben gründlich geforscht, ihr Ergebnis, eindrucksvoll bebildert, der breiten Öffentlichkeit bekannt gemacht, sogar eine Erfindung haben sie patentieren lassen. Der Präsident ist beglückt: Die Investition in teure Laboreinrichtungen und die Jagd auf international renommierte Wissenschaftler hat sich gelohnt, sein Institut kann

sich im Licht weltweiter Anerkennung sonnen, Drittmittel und Wissenschaftspreise werden nun wie von selbst fließen. Da treten die ewigen Bedenkenträger auf: War es gerechtfertigt, für – sagen wir: die Verlängerung der menschlichen Lebenszeit oder die Beseitigung des Welthungers so hohe Risiken einzugehen? Erlauben die Forschungsergebnisse überhaupt derartig weitreichende Schlüsse? Und ist die Zielsetzung eigentlich vernünftig, unter der die ehrgeizigen Forscher angetreten sind?

Wissenschaft in der *öffentlichen Kommunikation*, dieses Wechselbad von Wissenschaftsgläubigkeit und Wissenschaftskritik wiederholt sich täglich in der einen oder anderen Form. Exzellent ist, wer im Boulevardblatt oder in der Wissenschaftsshow des Fernsehens verkünden kann, ein „Methusalem-Gen“ entdeckt zu haben, das uns demnächst hundert Jahre und älter werden lässt. Aber Abwicklung droht jenen, die an einer ziemlich nutzlosen Edition entlegener Briefe weithin unbekannter Geistesgrößen aus dem frühen 19. Jahrhundert arbeiten oder sich der Dechiffrierung eben entdeckter Keilschrift-Überbleibsel hingeben.

Nutzt sie nix, schadet sie auch nix – so locker geht man mit Wissenschaft nicht mehr um. Nach Meinung vieler, die Wissenschaft verwalten und finanzieren, darf sie nicht nur nicht schaden, sie soll *en gros* und *en détail* ihren Nutzen unter Beweis stellen. Wissenschaft ist demnach kein „Wert in sich“. Der *Homo academicus* mag das für sich so sehen – und aus Spaß an der Freud’ sogar auf Bezahlung verzichten –; nach außen muss er den *homo oeconomicus* geben, der einer skeptischen, ungeduldigen Umwelt und seinen Geldgebern vorrechnet, was für sie dabei herausspringen wird.

Das ist nicht nostalgisch oder gar weinerlich gemeint: Immer schon war Wissenschaft auf Anwendung aus, seit längerem ist sie auch Teil des Marktgeschehens. Doch der altakademische Modus (Eins) eines Galileo Galilei definierte Nutzen eher metaphorisch, als Schlüssel zur Welterkenntnis und Menschenbildung; zweckdienliche Geräte – wie die späteren Teflonpfannen – durften ruhig abfallen, aber *deswegen* flog man nicht zum Mond. Die Geisteswissenschaften können, postuliert ein Philosoph in diesem

Sinne gegen den aktuellen Reklamerummel, „...ihre bestimmten Zwecke nur dann erfüllen, wenn sie ihre unbestimmten erfüllen. Ihr Metier ist eine exzessive, überraschende, unvorhersehbare und unbotmäßige Bereicherung unserer Selbstauffassung“ (Martin Seel, DIE ZEIT, 22. April 2004). Will sagen: Wir liefern Fragen, nicht unbedingt Antworten.

Doch in der neuen, „post-akademischen Wissenschaft“ (John Ziman) bestimmen kurzfristige Nutzenkalküle Fragestellungen und Methodenwahl. Der von Helga Nowotny und anderen so genannte Modus Zwei legt Wissenschaft auf die Lösung praktischer Handlungsprobleme fest, die dann auch die Entfaltung der Disziplinen und ihre Verbindung bestimmen. Wesentliche Umstellungen finden statt: Die Kommunikation wechselt von Gründen auf Zwänge,

In der „post-akademischen Wissenschaft“ (Modus Zwei) bestimmen Nutzenkalküle Fragestellungen und Methodenwahl, sie wird auf die Lösung praktischer Handlungsprobleme festgelegt.
3



das Handeln von Kommunikation auf Strategie, das Wissen von Reflexion und Orientierung auf Verfügung. Zugleich wandert Forschung aus den Universitäten in spezialisierte Institute und Firmen aus, die an die Stelle unberechenbarer und langwieriger Theoriebildung klare Anwendungsprioritäten setzen.

Damit verschiebt sich die Codierung, die das Wissenschaftssystem im Lauf der Jahrhunderte ausgebildet hat. Die Grundunterscheidung war die von wahr und falsch, die auch eine ethische Dimension besitzt, um unappetitliche, aber branchenübliche Vorgänge wie Fälschung und Plagiat zu sanktionieren und ebenso verbreitete Phänomene wie Klatsch, Gerücht und Zitierkartelle einzudämmen. Die Daueraufgabe des Wissenschaftlers besteht demzufolge in

Kritik oder Falsifikation. Weniger grandios ist die Unterscheidung nach alt/neu bzw. originell/veraltet, was immer auch eine Frage des Temperaments und des Zeitgeistes ist. Die Erstellung einer umfangreichen Bibliographie, eines Lehrbuchs oder einer Enzyklopädie kanonisiert konjunkturelles Wissen zur herrschenden Meinung, schafft also Tradition. Doch wer möchte ein ganzes Forscherleben nur Bewährtes reproduzieren? Diskurs, Kritik und Kontroverse graben folglich das gut bestellte Feld wieder um. Wunschziel bleibt die Entdeckung weiterer „Geheimnisse der Natur“, das Auffinden einer Quelle, die den Unterschied macht, eine zwingende Neuinterpretation und als besonderer Glücksfall: der Paradigmenwechsel.



Drei Unterscheidungen bestimmen das wissenschaftliche Tun: der Grundunterschied zwischen wahr und falsch, dessen Wahrheitsanspruch auch eine ethische Dimension besitzt, die Unterscheidung nach alt und neu beziehungsweise originell versus veraltet, und die Codierung nach nützlich und unnütz. Sie bestimmen die Gegenstände und Methoden wissenschaftlichen Arbeitens sowie die Möglichkeiten der Forschungsförderung.

4

5

Eine dritte Codierung: nützlich/unnütz, von äußerer, nämlich politischen und wirtschaftlichen Kalkülen geleitet, haben Wissenschaftler mittlerweile verinnerlicht, *ex negativo* auch die Verweigerer. In diesem Code verschlingen

sich Binnendiskurs und Außenkommunikation der Wissenschaft, das heißt: Die Frage nach dem „Produkt“ und seiner möglichen PR bestimmen *ab ovo* die Herangehensweise vieler Forscherinnen. Sie suchen Gegenstände und wählen Methoden, die bei Sponsoren und Entscheidern ankommen, in der Öffentlichkeit auf Sympathie und bei den Steuerzahldern auf Verständnis stoßen.

Die soziale und kulturelle Einbettung von Wissenschaft offenbart sich damit mehr denn je. Doch den ureigens mit Kultur und Gesellschaft befassten Wissenschaften eröffnet das in der Regel nur einen schmalen Nutzenkorridor: in dem sie herausfinden sollen, wie Forschung sozialverträg-



Staunen ist der Anfang aller Wissenschaft, und die niemals vollständig und abschließend zu beantwortende Frage, was der Mensch ist, sollte auch sie motivieren.

6

lich gemacht werden und „Akzeptanz“ erfahren kann. Geisteswissenschaftler bearbeiten nach landläufiger Auffassung Probleme, die Lebenswissenschaft und Technik aufgeworfen und auf die lange Bank geschoben haben. Das ist eine *end-of-the-pipe-technology*, die Odo Marquard einmal Kompensationskompetenz genannt hat.

Wer trotzdem weiter an einer ziemlich nutzlosen Edition entlegener Briefe weithin unbekannter Geistesgrößen aus dem 19. Jahrhundert arbeiten will oder Keilschriften dechiffrieren möchte, muss also einen fadenscheinigen Um-

weg-Nutzen konstruieren, um dem angesagten *Public Understanding of Science* zu genügen: Die Entschlüsselung von Hieroglyphen sei faszinierend und könne im nächsten Doku-Drama über das Zweistromland untergebracht werden, und der zu Unrecht vergessene Anthropologe des 19. Jahrhunderts habe brandaktuelle Antworten auf Dilemmata unserer Zeit. Man kann also den Spieß herumdrehen wie ein Leitartikler zum „Jahr der Geisteswissenschaften“: „Nicht der Philosoph, sondern der Ingenieur baut die Maschine; aber der Philosoph erklärt, was eine Maschine ist und wie sie sich zum Menschen verhält. Der Physiker entwirft die Atombombe, aber der Politologe sagt, welches die Konsequenzen für die Staatenwelt sind. Der Biologe entwickelt die Gentechnik; aber nur Soziologen oder Theologen können zeigen, was dies für die Identität des Individuums bedeutet...“ (Jens Jessen, DIE ZEIT, 22. April 2004).

Ob das die Maschinenbauer und Genklemper beeindruckt hat? Egal, wir setzen, Karl Marx paraphrasierend, noch einen drauf: „Die Wissenschaftler haben die Welt nur ver-



Geistes- und Sozialwissenschaftler bearbeiten nicht nur Probleme, die Lebens- und Technikwissenschaften aufgeworfen haben und für die sie um Akzeptanz ringen.

schieden interpretiert, es kommt aber darauf an, sie zu verändern.“? Falsch! Die derzeit alles in den Schatten stellende Praxisfrage *Klimakatastrophe* führt vor Augen, dass sich Wissenschaft im Modus Zwei damit begnügt hat, Natur zu verändern. Heute käme es vielmehr darauf an, Wissenschaft in ihren geistigen und kulturellen Grundlagen zu erkennen – um sie überhaupt anwenden zu können. – Das nennen wir: *KlimaKultur*.

Der lange überfällige Perspektivenwechsel hat Folgen für die Aufstellung im alten Streit der Fakultäten: Kultur- und Sozialwissenschaften sollten sich nicht länger selbst verzwergen, indem sie trotzig Nutzlosigkeit für sich reklamieren; aber ebenso wenig dürfen sie sich im Dauerstress forcierte Anwendung durch Politik, Wirtschaft oder Medien verbiegen lassen.

II VON DER AKZEPTANZBESCHAFFUNG ZUR SELBSTREFLEXION

Großforschungsinitiativen – exemplarisch die von den Bundesministern Schavan und Glos initiierte „Kölner Erklärung“ *Auf dem Weg in eine auf Wissen begründete Bio-Ökonomie* von 2007 – lassen davon wenig erkennen und setzen auf die übliche Kommunikationsoffensive, die massive Sachzwänge konstruiert und eine bisweilen nervende Zukunftsrhetorik entfaltet. Da geht es tatsächlich nur noch um Akzeptanz, und selbst die Wissenschaftsforschung zielte in den letzten Jahren vor allem darauf ab, Wissenschaft vor anderen Subsystemen zu legitimieren: die prekären Beziehungen zum politischen Entscheidungssystem, das Abhängigkeitsverhältnis zum Markt und die Bedienung eines verselbstständigten Mediensystems mit wohlfeilem Populismus. Dieses Dreieck bildet den wissenschaftspolitischen Rahmen, in dem Mittel bereit gestellt – oder verweigert – werden und das Publikum bei Laune bleiben soll. Wissenschaft soll schön verständlich reden, hübsch Eliten bilden und den Standort sichern.

Nichts davon trifft Eigenart und Aufgabe von Wissenschaft. Aber wo blieb der Widerstand gegen solche Zumutungen? Um es klar zu sagen: Wissenschaftler müssen (besser) kommunizieren lernen; unter sich, wo der Drang zur ausufernden Mitteilung die Bereitschaft zum konzentrierten Zuhören bei weitem überschreitet, und mit den „Laien“, die ein Recht darauf haben, wenigstens ein Abstract der öffentlich finanzierten Arbeiten verstehen zu können. Doch dürfen sich Wissenschaftler nicht dazu hinreißen lassen, für wahr zu erklären, was eventuell gefällt, und der an sie herangetragenen Erwartung von Eindeutigkeit erliegen.

Wissenschaft kann keinen außergesellschaftlichen Status verteidigen, aber sie muss sich vor Kolonisierung hüten. Wir haben uns den Direktiven der Politik, des Marktes und der Medien viel zu sehr angepasst: Im Entscheidungssystem agieren wir als Experten, auf dem Markt als geistige Eigentümer, den Laien verabreichen wir das Methusalem-Gen – und zur Stütze ihres Alters biomimetische Roboter. Es wird Zeit, dass wir diese Kostüme ablegen und im Haus der Wissenschaften auch die Überkommunikation einstellen, die eine oft unter sachfremden Gesichtspunkten betriebene Dauerevaluation auslöst. Wissenschaft in der öffentlichen Kommunikation muss sperrig und unbequem sein, ohne dass ihr deswegen das Vertrauen und notwendige Ressourcen zur Selbstorganisation entzogen werden.

Drei Umstellungen wären dazu wohl notwendig: von Außenlenkung auf Selbstreflexion, von Propaganda auf Partizipation, von Politik- zur Gesellschaftsberatung. Wer das in einem Wort *mehr Öffentlichkeit und Demokratie* nennt, wappnet sich sogleich gegen Missverständnisse: Wissenschaft ist eine demokratieferne Zone. Mit der historischen Demokratiebewegung teilte sie nur das Misstrauen gegen die Prämierung vermeintlich überlegenen Wissens durch religiöse und weltliche Mächte. Aber deswegen kann man über mathematische Beweise natürlich nicht abstimmen und Forscher nicht durchs Volk wählen lassen. Demokratisierung der Wissenschaft heißt nicht, wie man in Deutschland lange glaubte, vorgängige Verstaatlichung plus nachträgliche Mitbestimmung durch Gruppen von Wissenschaftsarbeitern.

Wissenschaft ist aber nicht ganz demokratiefrei und durchaus demokratisierbar, indem sie drinnen kooperative Formen der Herstellung und Verbreitung von Wissen stärker zur Geltung bringt und nach draußen den Zugang zu Wissen so offen wie möglich gestaltet. Öffentlichkeit wird damit anders definiert und adressiert als bisher: nicht als passiver Resonanzboden wissenschaftlicher Wunder- oder Schandtaten, sondern als Mitspieler im Erkenntnisprozess.

Prima facie ist dies eine Überforderung beider Seiten. Aber so klar die Verteilung zwischen Wissenden und „Unwissenden“ zum Zeitpunkt X sein mag, so wenig kann

allein die faktisch auf Amt, Seniorität, Reputation, Prominenz, Einkommen, auf Hierarchie gestützte Expertise Ergebnisse liefern. Das schlagende Beispiel dafür war die Erfindung des Internets, die ohne Abflachung des Gefälles zwischen Experten und Laien nicht gelungen wäre. Seine Ausgestaltung zur Wissensallmende wird durch politische und wirtschaftliche Schließungen weiter behindert, durch Zensur und Kontrolle der Staatsapparate, durch ein kurzfristiges Profitdenken der Medienindustrie und durch Copyrightexzesse der Nutzer.

Wesentliche Umstellungen finden im Modus Zwei statt: Die Kommunikation wechselt von Gründen auf Zwänge, das Handeln von Kommunikation auf Strategie, das Wissen von Reflexion und Orientierung auf Verfügung. Modus Drei könnte dagegen bedeuten: die Umstellung von Außenlenkung auf Selbstreflexion, von Propaganda auf Partizipation, von Politik- auf Gesellschaftsberatung.



8

Dabei erlaubte seine flexible Architektur eine horizontale Interaktion mit dem gut informierten Publikum. Wissenschaftlicher Fortschritt hängt nicht, wie es die vorherrschende Ausrichtung von Lehre und Forschung suggeriert, allein von der Effektivität des Forschungsbetriebs ab, sondern zunehmend von einer – im wohl verstandenen Sinne demokratischen – Teilhabe. Die Differenz zum außenge-

leiteten Modus Zwei liegt auf der Hand: Laien werden nicht als Wähler, Sponsoren und Zuschauer adressiert, sondern als Mitwirkende oder – neudeutsch – *scientific citizens*.



Wissenschaft ist selbst Kommunikation, also nicht entrückter Weltbeobachter, sondern ein wissensförderndes Unternehmen der Gesellschaft; sie untersucht dazu, mit welchen sprachlichen und nicht-sprachlichen Mitteln Intersubjektivität erzielt wird.

Communicare bedeutet teilnehmen, gemeinsam tun und vereinigen, Austausch von Information und die (stets strittige) Verständigung über Sinnfragen. Genau darin besteht der öffentliche Charakter von Wissenschaft, der nicht *ex post* erzwungen oder beschworen werden muss.

9



10

In dieser neuartigen Gestaltungsöffentlichkeit kommunizieren Experten und Laien trotz aller Kompetenzunterschiede auf Augenhöhe.

Die in den Kommunikationsoffensiven der letzten Zeit zu beobachtende, oftmals an Realsatire grenzende Verhunzung macht klärungsbedürftig, was mit dem abgegriffenen Plastikwort *Kommunikation* überhaupt noch sinnvoll gemeint sein könnte. Die Wissenssoziologie definiert Wissenschaft selbst als Kommunikation, nicht als entrückten Weltbeobachter, sondern als Wissen förderndes Unternehmen der Gesellschaft; sie untersucht dazu, mit welchen sprachlichen und nicht-sprachlichen Mitteln Intersubjektivität erzielt wird. Communicare bedeutet teilnehmen, gemeinsam tun und vereinigen. Aus Kulthandlungen – wie der *Kommunikation* – wurde ein Austausch von Information und die – stets strittige – Verständigung über Sinnfragen. Genau darin besteht der öffentliche Charakter von Wissenschaft, der nicht *ex post* erzwungen oder beschworen werden muss.

Was und wie kommuniziert also Wissenschaft drinnen, bevor sie sich draußen durch Praxisbezug und Output rechtfertigt? Sie erörtert Selbstbeschreibungen wie die Suche nach Wahrheit und Objektivität, herrschaftsfreien Diskurs, Kritik als Lebenselixier, Wissenschaft als Lebensform. Unter dergleichen Überschriften verhandelt die wissenschaftliche Gemeinschaft sodann konkret über Modalitäten der

In der Wissenschaft verbinden sich stets Wettbewerb und Kollegialität, also hierarchische und kompetitive mit egalitären und kollaborativen Praktiken, individuelle Exzellenz und Teamleistung.



Wirklichkeit – Datenerhebung, Experimente –, über Konventionen und Regeln des Diskurses – Kontroverse, Kritik –, über Beweis- und Argumentationsverfahren. Darin ver-

binden sich stets Wettbewerb und Kollegialität, also hierarchisch-kompetitive mit egalitär-kollaborativen Praktiken; Wissenschaft lebt von der individuell zurechenbaren und belohnten Exzellenz genauso wie von emergenten Teamleistungen – und es wäre ein kolossales Missverständnis, wenn man Geisteswissenschaftler *per se* als naturgegebene Einzelarbeiter ansähe.

Wissenschaftskommunikation ist natürlich keine Idylle. Mikropolitisch gesehen spielt Organisationskommunikation eine wichtige Rolle: Berufsrollen und Karrieremuster werden definiert und revidiert, arbeitsteilige Labore und Institute auf- und umgebaut, Seilschaften wachsen und implodieren. Wichtig sind des weiteren Übergangsrituale und Ehrenbeweise – wie Dissertation, Festschrift oder Wissenschaftspris –, und nicht zuletzt gedeihen Gerüchte und Klatsch auf dem Campus besonders gut. Wenn Gott den Professor erfunden hat, heißt ein böses Sprichwort, hat ihm der Teufel die Kollegen dazugegeben...

III BILDER DER WISSENSCHAFT

Alle medialen Gattungen kommen in der Wissenschaftskommunikation vor: mündliche Konversation, Korrespondenz und Publikation. Es wird erinnert und geordnet – namentlich in Archiven, Zettelkästen und Bibliographien –, gespeichert und überliefert – via Lehrbuch, Kanon und Enzyklopädie –, präsentiert – vom Tafelbild bis Powerpoint – und inszeniert – im Vortrag, auf der Konferenz; es wird diskutiert und immer wieder unterrichtet. Involviert sind alte und neue Formen von Mündlichkeit und Schriftlichkeit; weiterhin dominieren die Gutenberg-Medien Buch und Zeitschrift und ihre Agenturen – Bibliotheken und Verlage –, seit gut zwei Jahrzehnten entstehen im Internet aber hybride Formate – wie die E-Mail als Zwitter zwischen schriftlicher und mündlicher Verständigung.

Multimediale Anwendungen sind auf dem Vormarsch. Dabei wird das Image von Wissenschaft zunehmend durch visuelle Artefakte geprägt, also im engsten Sinne durch Bilder mit kommunikativer Ambivalenz. Die Crux besteht

darin, dass Wissenschaftler die Kulturtechniken – Schreiben und Rechnen – ziemlich gut beherrschen, sich bei der Ansicht und Vorführung von Bildern aber oft wie Analphabeten aufführen. Da Bilder als wahrnehmungsnahe Zeichen den Betrachter gewissermaßen „anspringen“, traut man ihnen eine spontane Evidenz zu, die Texte so nicht hergeben. Dadurch haben Bilder genau wie in der Massenkommunikation eine seltsame Zwitterstellung: Auf der einen Seite traut man ihnen den ultimativen Fotobeweis zu, also die unumstößliche Gewissheit, dass etwas so und nicht anders (gewesen) ist; auf der anderen Seite unterliegen sie dem Pauschalverdacht, durch nachträgliche Bearbeitung manipuliert zu sein.

Digitale Bilder haben anders als die herkömmliche Fotografie kein Fundament mehr in der „Wirklichkeit“, können die äußere Welt also weniger repräsentieren als sie simulieren. Visuelle Wissensobjekte bilden nicht nur vorgängig Gedachtes oder Geschriebenes ab, bildgebende Verfahren und computeranimiertes Design stellen Wissen oft erst her. Elektronenmikroskope überschreiten die Fähigkeiten des menschlichen Auges bei weitem, Rastertunnelmikroskope erlauben Experimente, die gezielt auf Atome und Moleküle zugreifen, das *Lab-on-a-chip* bringt die gesamte Funktionalität eines Labors auf den wenigen Quadratzentimetern einer Chipkarte unter. *Besser sehen* heißt also zugleich: Wirklichkeit konstruieren. Bilder tragen Spuren des bildgebenden Apparates, und sie reflektieren technische, militärische und wirtschaftliche Imperative.

Wissenschaftliche Bilder „bezeugen“ also nicht nur eine äußere Realität, wie eventuell ein Pressefoto, eher modellieren sie Realität wie ein Kunstwerk. Ein Beispiel für diese kulturelle Semantik ist der Einsatz von Farben in bildgeleiteten Verfahren, die diesen Hirnvorgang gelb und jenen rot leuchten lassen. Solche Affinitäten zwischen Wissenschaft, Kunst und Technik haben nicht erst Computer geschaffen; sie reichen von der „geschönten“ Darstellung des Mondes durch Galileo Galilei bis zur Programmierung der spektakulären Bilder von NASA-Expeditionen, von den Anatomie-Atlanten der Renaissance bis zu den *Visual Genomics*, von den Pyramiden- oder Schich-

tenmodellen der empirischen Sozialforschung, die biomorphe Anschauungsobjekte wie Baum, Textilfaden oder Zwiebel nutzen.

Je einfacher es wird, Daten zu visualisieren, desto mehr geschieht es; und Visualisierung als Grundlage von Erkenntnisprozessen liegt zunehmend in den Händen der Wissenschaftler selbst. Was man zu sehen bekommt, hängt nicht zuletzt am Grafikprogramm und an Eingriffen der Wissenschaftler, die Bilder bearbeiten, bis sie ihren Erkenntnisinteressen und kulturellen Darstellungskonventionen entsprechen. Das war schon beim abgewickelten Anatomiezeichner der Fall, aber die „künstlerische Freiheit“ der Nicht-Künstler hat enorm zugenommen. Herstellung und Interpretation, ästhetische und epistemische Praxis überlappen sich.

Genau solche via Print- und elektronische Medien verbreitete Spektakel erzielen massenhafte Aufmerksamkeit und ziehen das skeptischste Publikum in ihren Bann. Einige technische Bilder und Bildsequenzen haben ikonischen Status erreicht, und Lebenswissenschaftler, die mit Bildern zu überzeugen gelernt haben, schlagen bildabstinente Geisteswissenschaftler aus dem Feld.

IV KOLLABORATION: MODUS DREI

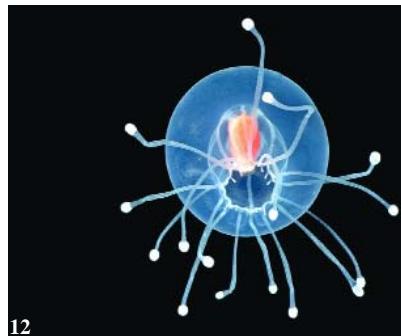
Die durch visuelle Strategien bestimmte Performance der Wissenschaft erneuert das „Beweis-Theater“ (theatre of proof) der frühen Experimentalwissenschaften. Damals wurde kollektive Erkenntnis im unmittelbaren Vortrags- und Laborgeschehen erzeugt – und deutlich, dass Wissenschaft Handlung ist im wortwörtlichen wie theatralen Sinn. Wissenschaftshistorisch wirkten die performative und die kollaborative Dimension also eng zusammen, und das könnte einen möglichen Modus Drei von Wissenschaft erschließen, der auf kollaborative Anschauung setzt. *Kollaborateur* hieß im 20. Jahrhundert der Mitarbeiter eines Labors. Genau diese Synergiekonstellation liegt dem zu grunde, was Rainer Kuhlen mit dem Zungenbrecher „kollaboratives Wissensmanagement“ bezeichnet, das man vor allem in digitalen Lehr- und Lernumgebungen einsetzt.

Zugrunde liegt dem die Beobachtung, dass Wissen an Wert gewinnt, indem es sich verbreitet, und neues Wissen am ehesten entsteht, wenn Knappeien wie Patente, Lizenzen, Copyrights und dergleichen daraus kein exklusives Gut machen, wie es zunehmend der Fall ist und in Heiligendamm durch die G8 erneut vorangetrieben wird. Für den Soziologen Robert K. Merton war Wissenschaft einmal „kommunistisch“, insofern sie Wissen als unendlich vermehrbares und teilbares Gut behandelte; sie war der be-

Wissenschaftliche Bilder
„bezeugen“
nicht nur
eine äußere Realität,
sie modellieren
die Realität
wie ein Kunstwerk.
Ein Beispiel
für diese

kulturelle Semantik
ist der Einsatz
von Farben
in bildgeleiteten
Verfahren,
die diesen Hirnvorgang
gelb und jenen rot
leuchten lassen.

Solche Affinitäten
zwischen Wissenschaft,
Kunst und Technik
haben nicht erst
Computer geschaffen;
sie begannen mit der
„geschönten“ Darstellung
des Mondes
durch Galileo Galilei
und den
Anatomie-Atlanten
der Renaissance
und reichen
bis zur Programmierung
der Bilder
von NASA-Expeditionen
und den
Visual Genomics.



12



13



14

rühmte Kuchen, den man essen und behalten kann. Ist sie es noch? „Realisten“ haben dafür nur ein mitleidiges Lächeln übrig – von der famosen Wissensallmende sei unter dem Ansturm des intellektuellen Besitzindividualismus so wenig übrig wie vom Dorfanger nach der Globalisierung.

Doch die notorische Überweidung der Allmende lässt sich einschränken, wenn die rationalen Egoisten, als die man sich Wissenschaftler in der Regel denken muss, auch einen individuellen Vorteil von der Pflege des Kollektivguts



15

Modus Drei setzt nicht den Bezug auf praktische Handlungsprobleme außer Kraft, ist aber von vornherein auf (Laien-)Beteiligung und Kollaboration aus.

erwarten dürfen. Elementarbeispiel dafür ist das ordentliche Zitierverfahren, eine elaborierte Variante sind die abgestuften Copyrights, die etwa bei den Creative Commons möglich sind. Dort geht es vor allem um die symbolische Anerkennung, nämlich: respektiertes Mitglied der Weltforschungsgemeinschaft zu sein.

Klingt fantastisch? Träumer scheinen eher jene zu sein, die glauben, die überdrehte Kommodifizierung der Wissensgesellschaft werde sich unterm Strich rechnen. Denn individuelle Vernutzung von Wissen führt letztlich zum kollektiven Stillstand. Und so unwahrscheinlich kollaborative Praktiken vielen erscheinen mögen, ihre Keime liegen schon in den heutigen Verhältnissen: Universitäre Lernprozesse verbinden immer schon das *ex cathedra* der Autoritäten mit kollaborativen Arrangements in Seminaren, Projekten und Arbeitsgemeinschaften, was übrigens das beste Argument für die in Auflösung befindliche Einheit von Lehre und Forschung ist. Auch Bewertungen wissenschaftlichen Wissens folgen einem kollaborativen und deli-

berativen Muster: Kollegen tauschen sich informell aus, lesen Manuskripte gegen, treffen sich auf Konferenzen und in Internetforen. Selbst Evaluationen sind meist als *Peer Review* organisiert, was – wenigstens der Absicht nach – eine uneigennützige und herrschaftsfreie Kommunikation unter seinesgleichen ist.

V INTERACTIVE SCIENCE

Habituell werden kollaborative Praktiken im E-Learning und diversen anderen Formen von „Cyberscience“ (Michael Nentwich). Die in den virtuellen Raum transferierte Wissenschaftskommunikation tangiert mittlerweile den gesamten Zyklus wissenschaftlicher Arbeit von der Gewinnung über die Verarbeitung von Daten bis zur Publikation und Vermittlung in der Lehre. Ungeachtet seiner Abkunft aus militärtechnischem Kalkül wurde das Internet primär ein Medium wissenschaftlicher Kommunikation, Wissenschaftler nutzen es am routiniertesten. Seither werden Raum und Zeit der Wissenschaft neu vermessen: Wenn sich eine Duisburger Wissenschaftlerin um 13.30 MEZ vernetzt, geht in Kyoto der Tag zu Ende und graut in Toronto der Morgen, aber das Team kann seine Aufgaben bei Sonnenaufgang so gut wie um Mitternacht erledigen. Virtuelle Institute entstehen: Der nach Kyoto berufene Mitarbeiter ist nicht wirklich „weg“, die Koautoren in Toronto waren vorher nicht „da“.

Am Beispiel des E-Publishing kann man die Vorteile von Cyberscience darlegen. Das Manuskript, das unsereins einem Verlag einreicht, liegt in aller Regel digital vor und wird elektronisch übertragen; und bei einer Vielzahl von Aufsätzen und wissenschaftlichen Qualifikationsarbeiten wäre es ausreichend, wenn man sie lediglich „ins Netz stellt“. Denn Leser finden sie über die Heimatbibliothek der Wissenschaftler, eine eigene Webseite oder die des Instituts, über Fachinformationsportale und Suchmaschinen. Auf diese Weise stehen Erträge der Forschung der *scientific community* rasch zur Verfügung; man kann sie unmittelbar rezipieren und redigieren, kritisieren und kommentieren, zitieren und exzerpieren, kopieren und beklauen – wie herkömmliche Verlagsprodukte.

Nicht nur Beschleunigung spricht für digitale Selbstpublikation im Netz, auch der per se öffentliche Charakter von Wissenschaft selbst. Die Erstellung eines publikationsreichen Manuskripts wurde in der Mehrheit der Fälle durch öffentliche Mittel gefördert. Deswegen ist nicht einzusehen, dass es nur als kommerzielles Produkt der Öffentlichkeit wieder zugänglich wird, dass Autoren subventionsgefütterte Druckkosten entrichten, Leser teure Zeitschriften und Bücher erwerben, Bibliotheken ihre Etats für die Anschaffung derselben verausgaben, wenn E-Publishing doch die ganze Publikationsroute – Autoren – Verleger – Setzer – Drucker – Buchhändler – Bibliothekare – Leser – integrieren kann? Führende Finanziers medizinischer Forschung – wie die *National Institutes of Health* in den USA und der britische *Wellcome Trust* – ermuntern respektive zwingen von ihnen geförderte Forscher, auch Verlagspublikationen spätestens sechs Monate nach der Veröffentlichung frei zugänglich zu machen. *Open access* gewinnt in allen Fachgebieten an Einfluss, und wer auf diese Weise publiziert, muss bald nicht länger befürchten, weniger zitiert und geschätzt zu werden. Im Gegenteil: Manche Erkenntnis zirkuliert sogar besser, weil man sie „ergoogeln“ und als PDF herunterladen konnte, und Renommee gewinnt heute eher, wer seine Arbeit der wissenschaftlichen Geschenk- und Tauschirtschaft zugänglich gemacht hat.

Wenn aber Jedermann alles publizieren und kommentieren kann, entfallen dann nicht die Qualitätskontrollen, gehen nicht wissenschaftliche Standards verloren? Die Gefahr besteht durchaus, wenn kompetente Türhüter ausfallen. Aber wenn Verlage nicht bloß Informationshändler sein, sondern informationellen Mehrwert generieren wollen, können sie sich sogar an die Spitze des E-Publishing stellen und das Produkt *Buch* oder *Zeitschrift* plus damit verbundene Dienstleistungen bieten. Konkret: Verlage ermöglichen den ersten Zugriff elektronisch, stellen die papiere Form des *Ausdrucks* ins Belieben der Nutzer und bleiben mit relevanten Publikationen nachhaltig im Buchhandel präsent. So werden E-Publikationen herkömmliche Druckerzeugnisse kaum verdrängen, vielmehr können sich – wieder einmal! – alte und neue Medien ideal ergänzen.

zen: Das gute alte Buch erlaubt assoziatives Herumschmökern und zufälliges Finden, der elektronische Volltext schnelle und gezielte Suche.

Wie an diesem Beispiel exemplarisch deutlich wird, stellt Cyberscience eine synchrone und zeitversetzte Wissenskommunikation dar, die alle bekannten Medien vom *face-to-face*-Gespräch bis zum Zusammenspiel der Avatare kombiniert. Hier kann Cyberscience interaktive Wissenschaft werden: Die Interaktivität des Netzwerks revolutioniert nicht nur die Kommunikation – indem Kommunikation unter Abwesenden zur Routine wird –, sie erhöht auch die Chancen der Kooperation in der Wissenschaft und kann günstigenfalls neue Denkformen schaffen. *Groupware* erleichtert Forschung und Lehre, *Pre-Prints* und *Wikis* antizipieren die Debatte, Datenbanken und E-Publikationen lassen eine Wissensallmende entstehen, die kein Praktiker missen möchte. Und die Praxis der Wissenschaft wird sich grundlegend verändern.

Die Kehrseiten akademischer Telearbeit seien nicht verschwiegen: Jede neue Stufe der Medialisierung treibt die Kosten für das Management des Wissens hoch, und manche trauern auch dem Geräusch eines Füllers nach, der über

Nicht nur
Beschleunigung spricht
für digitale
Selbstpublikation
im Netz,
auch der per se
öffentliche Charakter
von Wissenschaft selbst.



das Papier gleitet und siehe da: eine – unleserliche – Handschrift hinterlässt. Interaktive Medien werden aber kaum, wie so oft ausgemalt, Kommunikation enthumanisieren oder Sprache und Stil verderben, wenn die vorhandenen Potenziale individualisierter Massenkommunikation adäquat genutzt werden. „Sozialkonstruktivistische Lern-

und Lehrformen“ (Rainer Kuhlen) haben heute eine technisch ausgereifte Grundlage. Wikis – im Netz verfügbare Seiten, die online bearbeitet werden können –, Fachblogs – von Autoren vernetzte Hypertext-Einträge – und kollektive Verschlagwortung gelten vielen Kritikern zwar als organisierte Mittelmäßigkeit oder gar als Plattformen für geistigen Vandalismus, doch sind sie für die wissenschaftliche Fachinformation zunehmend interessant und werden auch vom Wissenschaftsestablishment begrüßt und angewendet. Die *Open Source*- und *Open-Access*-Bewegungen haben die Forderung nach freiem Zugang zu Wissen etablierten Forschungsstiftungen plausibel machen können; in eine offene Informationsinfrastruktur zu investieren, lohnt folglich mehr als die vielen fragwürdigen Kampagnen, die Wissenschaft eine oberflächliche, eher durch Überrumpe lung hergestellte Akzeptanz beschaffen sollen.

VI FAZIT

Ein Modus Drei der Wissenschaft, wie könnte dieser zusammenfassend aussehen? Der Bezug auf praktische Handlungsprobleme würde sicher nicht außer Kraft treten, denn der Konnex zwischen Verwissenschaftlichung der Gesellschaft und Vergesellschaftung der Wissenschaft ist unauflöslich. Es handelte sich aber um einen Modus, der Wissen *von vornherein* partizipativ und kollaborativ, mit anderen Worten: demokratischer hervorbringt und verteilt, der dazu in angemessener Weise interaktive Multimedien einsetzt, und der nicht zuletzt die Verantwortung von Wissenschaft für die Entwicklung der Menschheit ernst nimmt; Zusammenschlüsse wie die in der angelsächsischen Welt selbstverständlichen *Scientists for Global Responsibility* fehlen in der hiesigen Wissenschaftskultur fast ganz.

Letztlich stellt die aufgezeigte sozio-technische Kollaboration die demokratische Frage neu. Viele Probleme der Weltgesellschaft können ohne die Beteiligung von „Laien“ – und spätestens hier wird der Terminus vollends problematisch – auch nicht mehr als wissenschaftliches Problem formuliert werden. Der zu Recht Aufsehen erregende Wandel des Weltklimas zeigt wohl, dass auch die Problemlösung

allein mit wissenschaftlich-technischen Mitteln und ohne mehr demokratische Partizipation kaum gelingen kann. Konnte der Klimawandel bisher als abhängige Variable sozialer Verhaltensweisen und politischer Entscheidungen gelten, postuliert man ihn nunmehr besser als unabhängige Variable, die Einzelnen wie den Gesellschaften insgesamt ungeahnte, wissenschaftlich bisher kaum ausgelotete kulturelle Anpassungsleistungen abfordert. Kulturwissenschaften können dazu beitragen, sie sind – die eigentlichen Lebenswissenschaften. ■



deutscher preis für wissenschaftsfotografie

Herausgegeben vom Rektor
der Universität Duisburg-Essen, 45117 Essen.

Redaktion: Monika Rögge

Fotos: Georg Lukas, Stiftung Mercator, (1), Marc Steinmetz: „Déjà-vu“ (2), Marion Heuberger: „Der Schaumann“ (3), Andreas Hub: aus der Reportage „Achillesferse“ (4), (5), Jörg Gläscher: „Ins Staunen“ (6) und „Auf der Kippe“ (11), Sven Döring: „Lang lebe das Licht“ (7), Steve Bauerschmidt: „Erhabener Zeigefinger“ (8), Dietmar Gust: aus der Reportage „Dinos Wiedergeburt“ (9), (10), Ingo Arndt: aus der Reportage „Tiefseeangler“ (12), (13), (14), Heidi und Hans-Jürgen Koch: „Die Cyber-Biene“ (15), Andreas Müller: „In Gottes Hand“ (16).

Die Universität dankt den Trägern des Wettbewerbs „deutscher preis für wissenschaftsfotografie“ und der Stiftung Mercator für das Bildmaterial, das zur Illustration des Heftes kostenlos zur Verfügung gestellt wurde.

Druck: UniversitätsDruckZentrum UDZ

Duisburg/Essen im Oktober 2008

ISSN 1613-8902

Die Fotografien in dieser Ausgabe der CAMPUS:REDEN sind Siegerfotos der Jahre 2006 und 2007 aus dem Wettbewerb „deutscher preis für wissenschaftsfotografie“. Diese Initiative wurde von der Zeitschrift „bild der wissenschaft“ und dem Pressebüro Brendel, Düsseldorf, ins Leben gerufen, um die gekonnte Visualisierung von Wissenschaft zu fördern.

Bewerben kann sich mit seinen Arbeiten jeder, der Forschung, Technologie sowie die daran beteiligten Menschen auf individuelle und originelle Weise fotografisch ins Visier nimmt. Ange- sprochen werden folglich sowohl arri- vierte Fotografen als auch Studierende der Fotografie und des Fotodesigns.

Die Auswahl der Siegerbeiträge trifft eine Jury unter dem Vorsitz des interna- tional anerkannten Fotografen Wol- gang Volz. Unterstützt wird die Initia- tive von der Fraunhofer Gesellschaft, den Unternehmen BASF und BMW, der Stadt Bremen sowie supress-redak- tion.de. Die prämierten Fotos sind jeweils im Anschluss an die Preisver- leihung in einer Ausstellung im Bremer Haus der Wissenschaft zu sehen.

bild der
wissenschaft

Pressebüro Brendel



Fraunhofer
Gesellschaft

BASF
The Chemical Company

BMW Group

Haus
der
Wissenschaft

supress-redaktion.de

www.wissenschaft.de/fotopreis/

**FORSTHAUSWEG 2
D-47057 DUISBURG**

**UNIVERSITÄTSSTRASSE 2
D-45141 ESSEN**

www.uni-duisburg-essen.de

**UNIVERSITÄT
DUISBURG
ESSEN**